

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 204. Bromberg, den 21. September 1928.

Die Liebe des Geigerkönigs.

Roman von J. Schneider-Foerstl.

(5. Fortsetzung.)

Haller stimmte dem Grafen vollständig zu. „Ich fürchte nur, meinte er überlegend, daß wir beide dann das Nachsehen haben. Zu guterletzt — ich möchte sagen mit Bestimmtheit — nimmt er den Neffen zu sich ins Haus, steckt ihn in irgendeine erstrangige Stellung ins Geschäft und macht einen Geldmenschen aus ihm, und der Junge ist ein für allemal für die Kunst verloren!"

„Ausgeschlossen, lieber Meister! Elemer bleibt bei der Geige. Er will schon selbst nicht anders. Und ich hab's auch mit dem alten Radanyi so vereinbart. Ich fahre jetzt in die Cottage und spreche bei Ballins vor. Auf dem Rückwege sage ich Ihnen dann, wie er die Angelegenheit aufgenommen hat."

Eine Stunde später hielt Warrens Auto wieder vor dem Landhaus „Haller". Der Graf stieg heraus und half einer jungen Dame aus dem Fonds. Sie hüpfte leichtfüßig über den Bürgersteig und drückte auf die Klinke des Gartentores. Ohne auf Warren zu warten, der an der Seite eines großen, schlanken Mannes ihr folgte, lief sie den Weg zum Hause hinauf, zu Haller, der eben unter die Türe trat.

„Meister, wo ist er denn?"

„Wer, gnädige Frau?"

Er küßte ihr mit einem versteckten Lachen die Fingerspitzen.

„Der kleine Radanyi!"

„Klein? — Gnädige Frau, Sie dürften fürchterlich enttäuscht sein. Er ist . . ."

Eben kam Elemer quer über die Wiese, an die sich im rückwärtigen Teil des Gartens ein kleines Wäldchen schloß, das ebenfalls Stefans Schöpfung war. Er trug einen Arm voll Kiefernzweige und Buchengrün. Das roch beides so herrlich und er hatte noch nie dergleichen gesehen. Solche Bäume gab es in der Pußta nicht.

„Du plünderst mir ja meinen ganzen Wald!" scherzte Haller, als Radanyi näher kam. „Hast du mir doch noch ein paar Zweige übrig gelassen für die ärgste Sonne?"

Dabei sah er vergnügt nach Frau von Ballin, was sie zu dem Neffen sagen würde.

„Hätte ich das nicht sollen, Meister?" frug Elemer erschrocken. „Ich wußte das nicht — und Stefan hat es mir erlaubt!"

„Wenn es der Stefan erlaubt, dann kannst du ganz beruhigt sein!" lachte der Direktor.

Ballin kam mit Warren auf Elemer zu. „Einen Augenblick, lieber Radanyi", sagte der Graf, als er mit seinem Strauße ins Haus treten wollte. — „Hat Ihre Mutter Ihnen nie von Ihrer Familie gesprochen!"

Über Elemers Gesicht schoß eine glühende Röte. Alle Weichheit war aus dem Knabengesicht verschwunden. „Meine Mutter hat keine Familie!"

„Auch keinen Bruder?" Ballins Stimme schwankte etwas.

Die Zweige in Elemers Arm wippten auf und nieder. „Doch", sagte er hastig — „Sie hat mir von ihm erzählt — und mir davon gesprochen, daß sie ihn sehr lieb gehabt hat!"

„Auch jetzt noch?"

„Ja!"

„Dann wirst auch du mich lieben können, Elemer, denn ich bin dein Onkel! — Der Bruder deiner Mutter!"

Ohne weiteres nahm Ballin das Gesicht des Neffen zwischen beide Hände und küßte ihn auf Stirn und Mund. „Komm, Alice", er zog die junge Frau zu sich heran. „Da ist noch jemand, Elemer, der auch zu uns gehört. — Meine Frau. — Du mußt sie mit in deine Liebe einschließen, willst du?"

„Ja!" kam es mit Überzeugung.

Unverwandt hing Elemers Blick an dem liebreizenden Frauengesicht. Seine Lippen zuckten. Hilfesuchend sah er zuerst zu Warren und dann nach Haller.

„Meister! — Was soll ich, Meister!"

„Mich lieb haben! Nicht wahr, Meister Haller," sagte Alice Ballin mit feuchten Augen. Und dann machte sie es wie ihr Mann und nahm das glühende Knabengesicht zwischen ihre weichen, kühlen Finger und küßte es.

Elemers Augen glänzten fieberhaft. Es war alles zu überraschend für ihn gekommen. In seinem Kopfe begann es zu wirbeln.

„Die Zweige duften so stark!" entschuldigte er sich und trat ins Haus, um sie drinnen im Flur wegzulegen. Er mußte sich erst wieder fassen. Was würde der Großvater sagen und die Mutter. Die mußten es sofort erfahren.

Als er wieder ins Freie trat, stand Stefan mit Frau von Ballin vor der Blumenwildnis und hielt einen dicken Strauß von Blüten in der Hand. Immer wieder schnitt der Alte und drückte ihr zum Schlusse noch einen Büschel Münzenkraut zwischen die Finger. Er war glückselig. „Sein Garten wäre der schönste Garten Wiens!" hatte sie ihm versichert und ihn gebeten, bei ihrem Hause auch einen Fleck eigens für sie anzulegen. Solche Menschen traf man selten. Die Mehrzahl derer, die zu dem Meister kamen, gingen dran vorbei und kannten kaum zwei oder drei der Namen seiner Blumerkinder. Frau von Ballin aber hatte keines der vielen mit einem anderen verwechselt. Er empfand eine unbegrenzte Hochachtung für sie.

Der Bankier hatte inzwischen mit Warren und Haller vereinbart, daß Elemer den Nachmittag in der Cottage verbringe. Er hatte auch das Angebot gemacht, den Neffen sofort in sein Haus zu nehmen, wenn es sich als wünschenswert erwies. Aber Haller hatte noch einmal seine Gegengründe vorgebracht. Ballin verstand. Der Direktor wollte den Schüler soweit als möglich in eigenste Obhut nehmen. Alice aber würde schon sorgen, daß er nicht allzu selten Gast bei ihnen war. Er kannte seine Frau.

Erst gegen neun Uhr abends brachte der Bankier und seine Gattin den Neffen im Kraftwagen zurück in das Palais Warren. Elemer stand noch am Wagenschlag und hielt die Hand seiner jungen Tante fest. „Wenn du erlaubst, komme ich nun öfter!" sagte er ohne Zieren. „Es ist wunderschön bei dir — und du selbst — du bist auch wunderschön, Tante!"

Sie lachte und zog sein Gesicht nahe an das ihre: „Du Schmeichler!"

„Nein, ich hab's wirklich so gemeint!" versicherte er. „Aber ich hätt's wohl nicht sagen dürfen, nicht wahr, Tante? — Du mußt mich aufmerksam machen, wenn ich etwas Falsches tue. — Bei uns in der Pußta ging es nicht so genau!"

Sie strich liebkosend über seine Hände! „Du darfst alles sagen, Elemer, wie es dir ums Herz ist!"

„Ja? — Wenn ich darf, dann möchte ich dich bitten, daß du mich nochmals küßt!"

„Küssen? — Ja, gewiß — aber sag' mir auch weshalb, Elemer!"

„Du hast genau so weiche, warme Lippen wie Mutter, Tante. — Und dann, wenn man nahe bei dir ist, duftet es wie nach Narzissen, die blühen im Frühling so überreich bei uns. Das hab ich immer so gerne gehabt!"

Sie drückte ihre Lippen wortlos auf die seinen und dann auf beide Wangen. „Bist du nun zufrieden, kleiner Elemer?"

„Ja, Tante! Ich danke dir. Und dann darf ich dir auch noch sagen, daß ich dich sehr lieb habe?"

„Ja, auch das darfst du mir anvertrauen!"

Ballin rief seinen Namen.

„Gute Nacht!" sagte Elemer und küßte die Hände der jungen Frau.

„Macht man das in der Pußta auch?" lachte sie mit erhobenem Finger.

Er sah sie erstaunt an. „Nein, Tante! Zu Hause habe ich das nie gesehen. Aber Graf Warren und Meister Haller haben dir's getan heute nachmittag und da dachte ich mir, das muß so sein. Aber ich finde — man hat nichts davon!"

„Du hast recht, Elemer! Man hat nichts davon!" Alice Ballin strich glättend über seinen dunklen Scheitel und drückte ihr Gesicht dagegen. „Komm' bald wieder!" sagte sie bittend. „Ja, Elemer?"

„Ja", hörte sie ihn noch rufen, ehe er unter das Tor schlüpfte.

Sie mußte weinen, und wußte nicht weshalb.

„Es ist ewig schade um ihn!" sagte sie nach einer langen Pause des Schweigens, als sie an der Seite ihres Mannes heimwärts fuhr.

„Warum, kleine Frau?"

„Warte nur, Egon! In ein bis zwei Monaten ist er wie die anderen, genau so aufgeklärt, so ganz Gesellschaftsmensch und Herdentier. Und jetzt ist er noch ganz ein Kind. Vollständig unberührt, ohne jedes Falsch. Wie er es sagt, so meint er's auch. Er gibt mit beiden Händen und frägt nicht, was er dafür bekommt. Er schenkt sein köstliches inneres Sein und erhält dafür buntes, schillerndes Glas, das keinen Stüber wert ist!"

„Du, als Frau und noch dazu als nächste Verwandte, kannst ihn vor vielem bewahren, Alice!"

„Ich will auch tun, was in meiner Macht liegt, ihn so zu erhalten, wie er ist. Sie sollen ihn nicht haben, die anderen. Bei Haller ist er gut aufgehoben und auch bei Warren. Wenn er nicht zu viel in die Salons kommt, lernt er hoffentlich den Schein so bald nicht kennen und bleibt uns in seiner Natürlichkeit. Du darfst ihn aber niemals mit ins Geschäft nehmen, Egon. Das mußt du mir versprechen. Geld verdirbt die Menschen."

„So?" meinte Ballin lächelnd.

„Du mußt mich nicht falsch verstehen. Ihn würde es verderben. Wenn er etwas braucht, gib ihm so viel du willst, auch von meinem Vermögen. Aber er selbst soll die Hände davon lassen!"

Die halbe Nacht lag Alice Ballin in ihrem Bette wach, immer in Gedanken mit dem Neffen beschäftigt. Sie war selbst achtundzwanzig Jahre, aber sie kam sich alt vor, ihm gegenüber. Bemuttern und umsorgen wollte sie ihn, so viel sie konnte. Er würde fügsam und lenkbar sein, wie ein Kind. Sein ganzes Herz, jeder Winkel seiner Seele lag offen vor ihr. — Wie lange? — dachte sie. — Wie lange? — Warum hatte man diesen herrlichen Menschen aus der Steppe heraufgebracht in das Wien der Jetztzeit, das nach jedem die Arme streckte und es in seinen Strudel zog, immer weiter mit hinein, bis es selbst zu kreisen anfing, mit und um die anderen?

Elemer aber lag mit strahlenden Augen in den Kissen und sog noch immer den feinen, diskreten Narzissenduft ein, welcher dem kleinen Seidentüchlein entströmte, das Alice Ballin ihm scherzend in die Tasche seines Jackettanzuges gesteckt hatte, weil es gerade jetzt so Mode war.

Stefan hatte dem neuen Hausgenossen ein entzückendes Tuskulum geschaffen. Es stieß direkt an die Veranda, und wenn Elemer am Morgen erwachte, sah er die ganze Pracht von Garten, Wiese und Wald vor sich. Er brauchte sich nur über die Brüstung zu schwingen, um im Freien zu sein. Der Alte vergötterte ihn mit Haller um die Wette. Elemer wurde jedem von ihnen unersetzlich. In Stefans Garten gab es kein Gräslein Unkraut mehr zu sehen. Das hatte alles der Junge übernommen. Nur Handschuhe mußte er beim Jäten tragen, das hatte Haller sich ausbedungen. Stefan brauchte keine Wasserkrüge mehr zu schleppen. Elemer balanzierte ihrer zwei mit Leichtigkeit und es machte ihm Vergnügen, eine Beschäftigung zu haben, wie er sie auch zu Hause geübt hatte.

„Unser junger Herr!" pflegte Stefan zu sagen, „ist ein Gottesgeschenk für uns geworden!"

Haller lächelte und sagte kein Wort, wenn es zu Mittag hieß, „heut gibt es Schöpsenrücken und weiße Rüben."

„Schöpsenrücken hatte es seit einem Jahrzehnt nicht mehr gegeben." Niemand vertrug ihn. Auch Stefan nicht. Aber es war Elemers Leibgericht und so wurde es gekocht. Hintennach aber tranken Haller und sein Faktotum zwei Gläser Zwetschgenschnaps zur besseren Verdauung. Bei Elemer war das nicht nötig. Der aß ihn selbst als kalten Braten noch, wenn abends ein Stück übrig war.

„Der junge Herr schläft schon", hieß es flüsternd, wenn Haller etwas spät aus der Gesellschaft nach Hause kam. Seit Neuestem standen sogar große Filzpantoffeln bereit, damit kein Schritt mehr laut wurde, der Elemers Schlummer stören konnte. Und dabei schlief der Junge wie ein Murmeltier; man hätte halb Wien in die Luft sprengen können, ohne ihn wach zu kriegen.

Dem Meister aber war alles recht, so wie es war. Er freute sich über Stefans Sorge um seinen Schützling, der ihm selbst zum Abgott geworden. Solch einen Schüler hatte er noch nie besessen. Das war eitel Wonne, den zu unterrichten, keine Plage. Und welch' ein Erfolg von Stunde zu Stunde, und so gar kein Empfindlichsein oder schon Alleskönnenwollen.

Elemers Geigenton war wundervoll in seiner Weichheit und Fülle. Wenn Haller eine Kleinigkeit zu tadeln hatte, dann trafen ihn Radanyis Augen bittend: „Meister, ich will es sicher besser machen, verlieren Sie um Gottes willen nicht die Geduld mit mir."

Haller war in ihn verliebt wie ein Vater in seinen einzigen Sohn. Die gesellschaftlichen Formen hatte Radanyi sich überraschend schnell angeeignet. Und doch konnte Alice Ballin nicht sagen, daß er etwas von seiner Offenheit eingebüßt hätte. Er bat sie zwar nie mehr selbst um einen Kuß, aber er war selig, wenn er ihn bekam. Er saß mit Eva Maria stundenlang in dem alten Park, der sich hinter dem Palais Warren dehnte und sah mit ihr die Märchenbücher durch und freute sich maßlos, wenn die Zehnjährige ihn aufforderte, den Prinzen zu spielen, während sie selbst die Prinzessin markierte, die erlöst sein wollte.

Im Winter kam Luise Radanyi zu Besuch nach Wien. Seit vierzehn Jahren weilte sie das erstemal wieder in der Heimat. Ballin und dessen Frau, Warren und Haller umsorgten und verwöhnten sie. Aber trotzdem blieb sie nur einige Wochen. Sie wollte den Schwiegervater gerade jetzt im Winter, wo die Steppe so trostlos einsam war, nicht länger allein lassen.

Im Sommer aber herrschte in der Csarda ein frohes Lachen. Elemer hielt wieder Einkehr in die Stätte seiner Kindertage. Er hatte Haller mitgebracht und durchstreifte mit ihm die Pußta zu Roß und zu Fuß. Der Meister saß stundenlang bei den Zigeunern in der Schänke, bezahlte ihnen Wein und schrieb sich ihre alten Weisen auf. Ballin und dessen junge Frau kamen, sich von dem gesellschaftlichen Treiben Wiens zu erholen. Die Ruhe in der Pußta war ihnen ein köstliches Labsal und der Bankier behauptete, er fühle keine Nerven mehr.

Samstags aber ritt Elemer nach der Tanja des Grafen Warren und holte die kleine Eve Mi. Sie durfte den Sonntag über bleiben und Radanyi brachte sie wieder zurück.

Das Leben, die ganze Zukunft schien eine einzige, rosige Wolke zu sein. Wenn Elemer zu Karin kam, ihr Wein und Eßwaren zu bringen, legte er oftmals lächelnd beide Hände in den Schoß und sah scherzend zu ihr auf. „Karin, dein ganzer Ruf geht in die Brüche. Du hast zu schwarz gesehen. Mir ist nicht mehr bange vor dem Leben!"

Dann nickte sie und sah über ihn hinweg in weite Fernen.

„Die Sterne, Elemer, und die Linien deiner Hand, sie bleiben immer die gleichen."

(Fortsetzung folgt.)

Schlagfertig.

Zur Zeit, da Voltaire in England war, waren die Franzosen nicht gerade populär in London. Sie waren damals der Erbfeind, und Voltaire spürte den Haß am eigenen Leibe. Auf einem Spaziergange drängte sich der Mob um ihn: „Schlagt ihn tot, den french=man! An die Laterne mit dem Aas!"

Voltaire rettete sich auf ebenso kluge wie menschliche Weise. Er stieg auf einen Prellstein und hielt eine kleine Ansprache: „Engländer! Ihr wollt mich töten, weil ich Franzose bin! Bin ich nicht schon gestraft genug, kein Engländer zu sein?"

Man ließ ihn hochleben und führte ihn im Triumph nach Hause.

Theodor Fontane.

Zum 30. Todestage des Dichters am 20. September 1928.

Von Stephanie Feuchtwanger.

Man ist immer wieder von neuem verwundert, wenn man sich darauf besinnt, daß Theodor Fontane um etwa dieselbe Zeit geboren worden ist wie Gustav Freytag, Theodor Storm, Paul Heyse, daß er nur sechs Jahre jünger ist als Friedrich Hebbel, daß er schon dreizehn Jahre alt war, als Goethe starb. Dieser Theodor Fontane, dessen Alterswerke jung und frisch wirken wie die eines Wassermann oder eines Zweig, dessen Romane Probleme aufwickeln, die heute noch brennend sind, und dessen Frauengestalten namentlich noch ebenso erregend wirken wie zur Zeit ihrer Entstehung. Das ist das Seltsame, fast Unbegreifliche an diesem Dichter, wie er sich einzufühlen wußte, wie er verstand, sich dem Geist der Zeit anzupassen, wie er, der fast aus klassischen Zeiten stammte, Naturalist, Expressionist beinahe werden konnte, ohne dadurch manieriert oder exaltiert zu wirken. Sein Schaffen führt durch drei Dichtergenerationen hindurch, mit jeder dieser Generationen ist er vertraut; aber die tiefsten Kräfte seines Könnens werden erst geweckt, als er schon das biblische Alter erreicht hat; zu einer Zeit, da andere ihr Lebenswerk abgeschlossen haben, wird Fontane erst der große Romancier, der realistische Schilderer seiner Zeit, wird er zu dem literargeschichtlichen Typus, als den wir ihn kennen.

Als Sohn eines emigrierten französischen Apothekers geboren, mußte er selbst zunächst Apothekerlehrling und Provisor werden, was ihn jedoch nicht hinderte, sich schon zu dieser Zeit eingehend und selbstschaffend mit Literatur zu befassen. Er trat dem berühmten Berliner literarischen Verein „Der Tunnel über der Spree“ bei, erhielt eine bescheidene Stelle im literarischen Bureau des Ministeriums des Innern, und lebte dann im Auftrage des preußischen Ministeriums sieben Jahre in England, um die englischen Verhältnisse zu studieren und darüber Berichte zu schreiben. Nach seiner Rückkehr wurde er Redakteur an der „Kreuzzeitung“. Die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 machte er als Kriegsberichterstatter mit, und einer leichtsinnigen Draufgängerei hatte er es zu verdanken, daß er eine recht gefährliche Zeit der Kriegsgefangenschaft miterleben mußte. Nach dem Siebziger Krieg übernahm er die Theaterberichterstattung für die „Vossische Zeitung“, die er bis 1889 beibehielt.

Dichterisch trat er zuerst mit geschichtlichen Versdichtungen an die Öffentlichkeit, denen sich die englisch-schottischen Balladen anschlossen. Eine Zwischenstufe bildeten seine gesellschaftlichen Essays, wie „Lebenswege“, „Der Subalterne“, „Der Sommer- und Wintergeheimrat“, „Brunnenpromenade“, und seine Reise- und Wanderbücher „Aus England“, „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Seinen Gesellschaftsromanen voraus gingen einige geschichtliche Romane „Vor dem Sturm“, „Grete Minde“ und „Schach von Wuthenow“, die schon das Gestaltungsvermögen und das große Können des späteren Fontane ahnen lassen. Aber erst nach dem Roman „l'Adultera“, den der Sechzigjährige 1882 schrieb, hatte die damalige Dichterjugend das Gefühl, daß dieser Dichter zu ihr gehörte, daß dieser feine Psychologe, dieser Verächter jedes Pathos, daß dieser gerade, feine Schriftsteller ein Teil ihrer Zeit war, der nicht mehr wegzudenken war. Es folgten die Romane „Graf Petöfy“, ein Roman aus dem modernen Österreich-Ungarn, „Unterm Birnbaum“, „Cecile“, „Irrungen, Wirrungen“, „Stine“, „Unwiederbringlich“, „Quitt“, „Frau Jenny Treibel“, „Effi Briest“, „Der Stechlin“. Fontane hatte sich mit der Zeit seine eigene, ungesuchte Technik gebildet; er schrieb leidenschaftslos, fast referierend, er liebte breite, schmuckhafte Schilderungen, er zergliederte Charaktereigenschaften und Gefühle. Fontanes Romane spielen in aller Welt, und es war ihm nie recht, als Schöpfer des Berliner Romans etikettiert zu werden. Trotzdem sind die Romane, die dem Berliner Milieu entnommen sind, die bodenständigsten, die am meisten „fontanischen“; er übertrifft die beiden anderen Matadoren des Berliner Romans, Paul Lindau und Spielhagen, an Geist, Beobachtungsgabe und an Schilderungskraft. Er trifft den Ton eines fürstlichen Salons nicht weniger prägnant, als er den eines reichen Börsianers schildert; und die Art, wie er das kleine Gärtnerheim der Lene Nimptsch zeichnet, ist ebenso eindringlich wie seine Milieuschilderung aus märkischen Schlössern, die wir aus den „Poggenpuhls“ und aus dem „Stechlin“ kennen. Vorausahnend hat sich Fontane namentlich mit einem Problem befaßt, das heute allgemeine Frage geworden ist: mit dem Eheproblem. Er fühlte es, daß die Frau aufzuwachen begann aus dem Triebdasein der vergoldeten Sklaverei; er wußte, daß sie anfing, ihr eigenes Leben kosten zu wollen; er wußte aber auch, daß die Zeit noch nicht reif dazu war, und seine Romane behandelten die Konflikte und Dramen, die sich aus diesen gefährlichen Situationen ergeben mußten. In den Anschauungen seiner Zeit, in der damaligen Einstellung der Ehemänner war es begründet, daß die Heldinnen seiner Eheromane tragisch oder zum mindesten melancholisch enden. Seine Frauen versuchen wohl, ihr Schicksal in die Hand zu nehmen, drückende Fesseln zu lösen, sich gegen überkommene Vorurteile zu wehren; aber sie bleiben mutlos im Versuch stecken, weil alles um sie herum — Ehemann, Eltern, Geschwister, Freunde — noch zu stark in diesen Vorurteilen verankert ist, und weil die Frauen allein noch nicht die Kraft haben, gegen eine Welt zu kämpfen. Aber Fontanes Romane sind Wegbahner für das, was nach ihnen kam, für die Schriftsteller, die die Konsequenzen weiter trieben und die hineinzufegen wagten in den Schmutz und in die Verderbtheit unsauberer Ehen; Fontane hat leise aufgerüttelt, was später zum reinigenden Sturme wurde.

Fontane war ein Mensch, dem es nie um äußere Ehrungen zu tun gewesen war. Es war ihm nicht einmal recht, einige Jahre lang gewissermaßen als Haupt der jüngeren Dichtergeneration ausgerufen zu werden. Er schrieb aus Freude am Schaffen, und weil es ihm notwendig schien, zu bessern und zu helfen. Aber er war mit seinem Leben und mit seinem Werk nie restlos zufrieden. Wie bei vielen nicht primitiven Menschen, blieb bei ihm immer ein ungelöster Rest zurück, ein Gefühl des Unbefriedigtseins, des Anderswollens. Und einen Niederschlag dieser Gefühle hat er in einem seiner letzten Gedichte gegeben:

Eine kleine Stellung, ein kleiner Orden
(Fast wär' ich auch mal Hofrat geworden),
Ein bißchen Namen, ein bißchen Ehre,
Eine Tochter „geprüft“, ein Sohn im Heere,
Mit Siebzig 'ne Jubiläumsfeier,
Artikel im Brockhaus und im Meyer . . .
Altpreußischer Durchschnitt. Summa summarum,
Es drehte sich immer um Lirum, Larum,
Um Lirum, Larum, Löffelstiel.
Alles in allem — es war nicht viel.

Der letzte Erntetag.

Skizze von Paul Petzold.

Der Tag neigte sich vor der untergehenden Sonne. Der Abendwind hatte sich erhoben und strich kühl über die kahle, graue Flur. Hier und da war das Feld bereits vom Pfluge umgeworfen; aus den braunkrumigen Schollen starrten die Stoppeln, die auf den meisten noch nicht beackerten Flächen den Goldglanz der vergangenen Sommerherrlichkeit in mattem Schimmer nachleuchten ließen. Auf der Höhe, wo das Getreide auf kargem Boden zuletzt schnittreif wurde, standen die letzten Puppen in weiten Zwischenräumen. Da droben war die Sicht weit und klar. Sie trug zu den Ketten des Gebirges, die höher und höher steigend fern im feinen Nebelhauch des Himmelsrandes verschwebten.

Auf dem letzten noch nicht abgeernteten Felde war ein alter Bauer beschäftigt, den spärlichen Segen des Jahres einzuheimsen. Bedächtig und mühsam reichte er die Garben auf das Wägelchen. Ein dürres Mütterchen nahm sie in Empfang und legte eine nach der andern sorgfältig in die Reihe, die Ährenbüschel nach außen. Mit Ernst und Würde geschah die Arbeit, ohne daß ein Wort fiel. Wenn an einer Stelle die Garben aufgeladen waren, dann führte der Bauer die Kuh, die den Erntewagen zog, langsamen, fast feierlichen Schrittes weiter zur nächsten Puppe. Als er am Ende des Feldes die letzten Garben emporreichte, stand der Sonnenball rot glühend über den Wipfeln des Gebirgswaldes. Die Alte stieg vom mäßig hohen Fuder herunter. Nachdem der Mann den Wagen auf den Feldweg gefahren hatte, kehrte er zur Frau zurück, die ihn auf dem Acker erwartete.

Beide blickten stumm über das abgeerntete Feld. Dann begann der Bauer: „Nun können wir Erntedankfest feiern, Mutter. Die letzte Ernte ist getan. Meine Zeit ist um. Meine Kräfte gehen zur Neige. Mehr als vierzig Jahre haben wir zusammen unseren Acker bestellt, und jedes Jahr hat uns der liebe Gott seinen Segen gegeben. Mag er mich rufen! Ich bin bereit.“

„Ja, Vater“, sagte die Bäuerin, „die Arbeit auf dem Acker wird uns alten Leuten sauer. Wenn du nicht darauf bestanden hättest, noch einmal einzufahren, dann hätten uns die Jungen die Arbeit wohl abgenommen. Aber du wolltest ja nichts davon hören.“

„Ich will nicht wieder dagegen sein“, antwortete der Alte und lächelte still, „nur Abschied nehmen wollte ich und den alten Brauch noch einmal ehren, daß der Segen, den er bringt, auch den Kindern zu gute kommt.“

„Das wollen wir“, sagte die Frau. Darnach ließen sie sich auf den Boden nieder und saßen Seite an Seite auf dem Stoppelfelde.

Wie sie so saßen und sannen, da fand sich Hand zu Hand. Die Frau wischte sich über die Augen: „So hab' ich's noch nicht erlebt, Vater", sagte sie leise, „andre Jahre habe ich immer nur an die Frucht gedacht, die das Feld gegeben hatte und im nächsten Jahre wieder geben sollte. Aber diesmal . . ."

„Diesmal hat für uns der Brauch einen tieferen Sinn", setzte der Alte ihre Rede fort, „wir wollen auch ruhen wie die Erde, nur ein wenig tiefer als das Samenkorn."

„Ja, Vater", sagte die Frau, „aber wir haben das Feld schon bestellt für eine neue Ernte."

„Für eine neue Ernte", wiederholte der Bauer, „Gott mag sie uns schenken und das Feld segnen für Kind und Kindeskind!"

Beide erhoben sich. Golden glühte das Abendrot. So schritten sie heimwärts. Vom Turme schallte der Klang der Abendglocke.

Als sie vor dem Eingang des Dorfes anlangten, kam ihnen eine Schar junger Burschen und Mädchen entgegen. Die trugen leuchtende Herbstblumen in den Händen und schmückten fröhlich das alte Paar und die Kuh, die den Erntewagen zog. Feierlich-froh folgte [illegible] die Dorfstraße hinab bis ins kleine Gehöft. Die Kuh wurde dort von den Burschen ausgespannt und der Erntewagen auf die Tenne der Scheuer gerollt. Viele geschäftige Hände schwangen und betteten die vollen Garben in die Bansen. Nach getaner Arbeit schüttelten die Jungen den Alten traulich die Hände und verabschiedeten sich von den Zurückbleibenden, die vor der Haustür standen, stumm und tiefbewegt.

So begingen die Alten den Tag der letzten Ernte.



Bunte Chronik



* **Was kostet ein Mensch?** Ein geschäftstüchtiger Engländer hat einmal ausgerechnet, daß der Marktwert der Menschen ein verhältnismäßig niedriger ist. Wollte man nämlich die Bestandteile des Menschen, wie Fleisch, Blut, Knochen, Fett, Haare, chemische Substanzen usw. gewerblich auswerten, so würde ein Gesamterlös von 40 bis 50 Mark herauskommen — sicher eine etwas niederdrückende Tatsache für Leute, die geneigt und gewohnt sind, ihre werte Person sehr hoch einzuschätzen und ihre Leiblichkeit aufs Beste zu pflegen. — Auch sonst gibt es eine Reihe von überraschenden Zahlen, wenn man den Organismus des Menschen betrachtet. Den wenigsten Laien dürfte es z. B. bekannt sein, daß der Körper eines erwachsenen Menschen etwa 40 Liter Wasser enthält. Die Erklärung hierfür ist die Tatsache, daß die Hauptmasse des Körpers aus Wasser besteht, und zwar enthalten unsere Muskeln bis zu 76 Prozent Wasser, das Blut und die sonstigen Körperflüssigkeiten 80—90 Prozent Wasser, und selbst in den Knochen finden sich noch immer von 5 bis zu 50 Prozent Wasser. Dagegen nehmen die meisten Menschen viel zu viel Flüssigkeiten zu sich. Zwar benötigt der Mensch 2—2½ Liter Wasserzufuhr täglich, doch ist diese Menge zum weitaus größten Teile schon in den festen Nahrungsmitteln enthalten, die wir zu uns nehmen, die ja sämtlich einen größeren oder kleineren Wassergehalt besitzen. — Die Zeit, die das Blut zum Durchströmen des ganzen Blutkreislaufs nötig hat, beträgt nur etwa 55 Sekunden; dabei durchläuft es in einer Sekunde eine Entfernung von 0,6 bzw. 0,9 Millimeter bis zu 0,5 Meter je nach der Weite der durchströmten Blutgefäße. Das Herz, dieses leistungsfähigste Pumpwerk der Welt, hat dabei in einer Sekunde $^1/_{10}$ Liter Blut durch den Organismus zu treiben, das macht in der Minute 6 Liter, in der Stunde 400 Liter, in einem Tage 10 000 Liter, in einem Jahre 3,5 Millionen Liter, und bei einem Menschen, der das sogenannte biblische Alter von 70 Jahren erreicht, nicht weniger als 250 Millionen Liter. Dabei ist zu berücksichtigen, daß dies nur die Normalleistungen des Herzens sind; bei schwerer Arbeit, bei Sportleistungen oder bei schweren Krankheiten wird noch weit mehr von ihm gefordert, ebenso durch Alkohol- und Nikotingenuß, die obendrein zerstörend wirken. — Die Zahl der Pulsschläge ist beim erwachsenen Menschen 70 in der Minute, während z. B. der Elefant und das Pferd nur 30 und 40 Pulsschläge in der gleichen Zeit aufweisen. Hund und Katze dagegen haben 110 bis 150 Pulsschläge in der Minute, und die Vögel sogar 160 und mehr. Übrigens richten sich unsere Pulsschläge nach verschiedenen Einflüssen, so nach dem Lebensalter, nach der Jahreszeit und nach der Arbeit, die wir leisten. Ein Säugling hat z. B. 140 Pulsschläge, ein Jüngling 80, der Greis dagegen nur 70. Im Winter, wo der Körper mehr Verbrennungsarbeit zu leisten hat, erhöht sich diese Zahl etwas, und sie sinkt bei zunehmender Wärme. Während wir schlafen, tut unser Puls nur etwa 65 Pulsschläge; bei sitzender Beschäftigung 70, beim ruhigen Gehen 78 und bei Schwerarbeit und Sportleistungen bis zu 100 in der Minute.



Lustige Rundschau



* **Die Staatsform.** Oscar Kokoschka, jener in Österreich geborene Maler, residierte seit Jahr und Tag in Dresden. Auch 1919. — Da turnten denn auch die sächsischen Sozialisten in sein Gemach, um ihn, gelegentlich, zum Professor der Dresdner Akademie . . . Na, ja. „Welche Staatsform ist Ihnen die liebste?" angelten vorsichtig die Genossen. . . Und nun dozierte Kokoschka sachlich: „. . . eine Monarchie mit einer anmutigen Fürstin an der Spitze." — Er wurde Professor.



Rätsel-Ecke



Wer kann das lesen?

Nethcizrevdnarnednatbierhcsdnu
Suarehetsnöhcsrellasthciertsnebelsad
Nethcidnemmasuznediehcseb
Suahsrüfkcülgniehcuasnuriwtfoos.

Keiner wird sich zu helfen wissen! Die Zeilen sind nämlich auf den Kopf gestellt, und der Anfangsbuchstabe dieses Sinngedichtes, von Otto Bromber steht hier an letzter Stelle. Wie lautet der Spruch?

*

Säulen-Rätsel.



Die Buchstaben jeder einzelnen Säule sind umzustellen, derart, daß von unten nach oben zu lesende Städtenamen entstehen. Bei richtiger Lösung nennen dann die Füße der Säulen zusammengereiht eine jetzt oft zu hörende Bezeichnung der Sommertage.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 199.

Rösselsprung:

Von Erde sind, zur Erde werden wir,
Voll Angst und Kummer sind auf Erden wir
Du gehst von hinnen, doch es währt die Welt,
Und keiner hat ihr Rätsel aufgehellt.

(Firdusi.)

*

Umstellungs-Rätsel:

Münc **H** en
Blerí **O** t
Montblan **C**
H elene
Kale **S** che
L **O** hmeyer
Nußbau **M**
M enzel
Od **E** r
Schwa **R** z
= **Hochsommer.**

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.